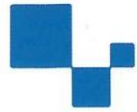


die
medienanstalten



Stefan Förster

Vom Urknall zur Vielfalt

30 Jahre Bürgermedien in Deutschland



 NISTAS

Gastbeitrag von Carmen Thomas

Carmen Thomas ist seit 2001 geschäftsführende Direktorin der 1. Moderations-Akademie für Medien + Wirtschaft in Ehreshoven bei Köln. Sie arbeitete von 1968 bis 2006 beim WDR als Redakteurin, Moderatorin, Mediatorin und Programmgruppenleiterin. Hier moderierte sie 20 Jahre „Hallo Ü-Wagen“, die erste Mitmach-Sendung im Rundfunk. Im Fernsehen wurde sie als erste Frau bekannt, die „das aktuelle sportstudio“ moderierte. Carmen Thomas ist Autorin zahlreicher Bücher und Veranstaltungsspezialistin. Seit 1974 entwickelt sie beständig neue, interaktive Formen, bei denen das Publikum seriös mitmachen und aktiv beisteuern kann. Außerdem forscht sie seit 1976 über die Bedürfnisse und Gesetzmäßigkeiten von Einzelnen, von Klein- und Großgruppen und coacht seit 1980 bekannte Medienvertreter und ihre Teams. Die Ergebnisse macht sie Interessierten bei Impuls-Vorträgen, bei Einzel- und Gruppen-Coachings und für solide haltbare Netzwerk-Gruppen zugänglich.

Eine Sendung mit Geschichte(n)

Über „Hallo Ü-Wagen“ – die erste Mitmach-Sendung im Rundfunk, und was danach geschah

Am 5. Dezember 1974 fand die erste „Hallo Ü-Wagen“-Sendung statt. Niemand ahnte an dem Tag, dass das die Erfindung der ersten Mitmach-Sendung im Rundfunk war. Am 7. Dezember 1994 machte ich nach – fast auf den Tag genau – 20 Jahren die letzte öffentliche WDR-„Hallo Ü-Wagen“-Sendung: ein Privileg, ebenso wie die knapp 10 Jahre als Programmgruppenleiterin des „WDR Forum für Mitmach-Sendungen“.

Ganz ehrlich? Wie in Schulen, in Krankenhäusern oder in Verwaltungen war es 1974 auch beim Rundfunk: Alles wäre ja so viel angenehmer ohne „den Hörer als solchen“ gewesen. „Hallo Ü-Wagen“ gab es bereits fast ein Jahr vor meiner Zeit als „die Sendung mit dem Mitbringsel“: Die Hörerinnen mussten einen vorab verlangten Gegenstand (Bratpfanne / Spülbürste) mitbringen, der sie legitimierte, ihre Oma am Mikro zu grüßen. Der Ü-Wagen war nur in Köln unterwegs und irgendwo ver-

steckt. Das Publikum musste ihn also erst mal finden. In der Sendung wurden dann 45er-Bemusterungs-Schallplatten wie Kamelle beim Karnevalszug mit höhnischen Kommentaren ins Volk entsorgt. Ein zynisches Konzept. Im Sender herrschte damals eine unverhohlene Abwehr gegenüber dem Direktkontakt mit einfachen Hörerinnen und Hörern (so wie heute noch bei manchen – nicht nur in den Printmedien). Die Grundhaltung war eher: „Wir, Herr Professor / Herr Minister, erklären dem einfachen Volk jetzt mal ...“. Den Dünkel gegenüber dem neuartigen Mitmach-Radio brachte ein Kollege mal in Bezug auf „Hallo Ü-Wagen“ auf den Punkt: Das sei so, als ob man ein Staatstheater einer Laienspielgruppe zur Verfügung stelle.



Ganz nah bei den Menschen: Carmen Thomas im Gespräch bei „Hallo Ü-Wagen“.

„Hallo Ü-Wagen“ war die erste Mitmach-Sendung überhaupt, bei der das Publikum komplett unvorsortiert und ohne Vorabbefragung von sich aus live beitragen konnte. Und es war die erste Sendung, die sich konsequent alle Themen vom Publikum vorschlugen und Auszüge aus der Post pro + contra vorlesen ließ. Das erlaubte als Innovation eine jährliche, dramaturgisch durchdachte Vorausplanung (heiß: kalt, erkennbar brisant: scheinbar harmlos) im Juli für das darauffolgende Kalenderjahr mit der Folge, dass ein anderer Aktualitätsbegriff entstand: Es ging um Themen,

die auf keiner Pressekonferenz vorkamen. Die Erfindung des „Mitmach-Journalismus“ beruhte auf der Entdeckung, dass es wirkungsvoller und folgenreicher war, das Politische im Persönlichen aufzufalten. Es wurde immer deutlicher, wie sehr es lohnte, sich um Themenbereiche zu kümmern, die bis dahin ignoriert worden sind: glimmende oder lodernde Alltagsthemen, die den Menschen auf den Nägeln brannten. (Lampenfieber, Stottern, Imkern, Duzen oder Siezen, Menstruation, das erste Mal, Atommüll, Prügelstrafe, wie stelle ich mir meinen Tod vor, Verfassungsschutz, Milben, Tabus in den Medien etc. 971 Sendungen in den ersten 20 Jahren). Und wenn das Publikum nach den Qualitäten von „Hallo Ü-Wagen“ gefragt wurde, gehörte zu den besonders häufigen Wertschätzungen, „dass die immer so aktuelle Themen haben“.

Die Verächtlichkeit hat sich im Haus erst gelegt, als Anerkennung von außen kam (die „SZ“ brachte eine halbe Seite auf Seite 3, und das „Zeit Magazin“ sechs Seiten) und die Sendung Preise erhielt („das goldene Mikrofon“ und den „Prix Medial“, aber nie den „Grimme-Preis“). Ab diesem Moment ist das Ansehen von „Hallo Ü-Wagen“ gestiegen, bis es durch den unglaublich berührenden Rückhalt beim Publikum Kultsendung wurde. Den gab es von Beginn an: in Briefen, in Begegnungen, in spontanen Essenseinladungen für alle Mitwirkenden direkt nach den Sendungen. WDR 2 war in den Siebzigern ja mehr oder weniger der einzige Sender für die 18 Millionen Einwohner von NRW. Es gab anfangs noch keine „Privaten“.

„Hallo Ü-Wagen“ hatte als einzige WDR-Sendung donnerstags fast drei Stunden lang die ganze Sendestrecke für sich. Zwar waren die Zeiten der fünfziger und sechziger Jahre vorbei, in denen sich Menschen im Wohnzimmer versammelten und Freunde und Verwandte zum gemeinsamen Zuhören zu Salzstangen einluden. Aber in den Siebzigern war Radio immer noch wichtiger als das TV – heute schier unvorstellbar. Und „Hallo Ü-Wagen“ bewies im Laufe der – auf den Tag genau – 20 Jahre in Sachen Nachhaltigkeit zunehmend, dass Fernsehen vielleicht Kino im Kasten ist, Radio jedoch als Kino im Kopf erinnerbarer und damit wirkungsvoller sein kann.

Die frühen Siebziger standen im Zeichen von Willy Brandts Maxime „Mehr Demokratie wagen“. Insofern war es nicht bloß „nett“ von mir, die Menschen ins Radio einzuladen. Das entsprach dem Zeitgeist. Das Publikum war jedoch noch total ehrfürchtig. Die meisten sahen zum ersten Mal mit eigenen Augen, wie Radio

gemacht wird; ganz zu schweigen davon, dass sie einfach so – vor allem komplett ungefiltert – von sich aus live mitmachen konnten. Manche zogen sogar ihre beste Kleidung an und gingen vorher zum Friseur, wenn sie zu „Hallo Ü-Wagen“ kamen. Denn es war ja schließlich auch eine öffentliche Veranstaltung mit mehreren Hundert Spontanzuschauerinnen. (Das kleinste Publikum bestand übrigens einmal aus acht in Oberlühghausen, bei minus zehn Grad zum Thema „Wer darf wann lügen“; das meiste waren 6.000 vor Ort in Bochum zum Thema: „Moderne Kunst“ an der rostigen Serra-Plastik). Gleichzeitig hatten die meisten große Scheu, in ein Mikrofon zu sprechen. Es war noch so viel Angst davor, sich öffentlich zu blamieren – ein Gespür, das ja im Quoteninteresse genötigt wird, verloren zu gehen.

Die späten Siebziger waren von der RAF geprägt. Das Funkhaus bekam schusssichere Türen. Ohne Ausweis kam niemand mehr rein, während „Hallo Ü-Wagen“ mit Prominenten, die mit auf deren Todesliste standen, komplett offen und ungefiltert weiterlief. (Bei zwei Sendungen erschienen RAF-Anhänger vor Ort.) Das „Hallo Ü-Wagen“-Team wuchs überhaupt an seinen „Herausforderungen und Notlagen“. Es kamen manchmal Betrunkene und Verrückte; es fanden Demos und zweimal eine Prügelei statt; zweimal flogen Eier; Johannes Rau wurde fast von einem Stahlschild im Sturm schwer verletzt; ich fiel bei laufender Sendung kopfüber vom Wagen und wurde vom Publikum aufgefangen; eine Person starb vor aller Augen. Folge: Jedes Mal wurden weitere Forschungs- und Lernschritte als Konsequenzen daraus entwickelt.

„Hallo Ü-Wagen“ war genau das, was ich immer gerne machen wollte. Denn das war ja bereits meine fünfte berufliche Station: vorher fünf Jahre lang als eine der ersten Frauen das „WDR-Morgenmagazin“ manuskriptfrei moderiert; als eine der ersten Frauen Reporterin bei „Hier und Heute“; als erste Frau Moderatorin beim „Tagesmagazin“, der Vorläufersendung der „tagesthemen“; erste deutsche Reporterin mit einem Jahresvertrag bei der BBC für die TV-Sendung „Midweek“; für zwei Jahre erste Sportmoderatorin im deutschen Fernsehen („ZDF-Sportstudio“).

Eigentlich war meine Karriere-„Fahnenstange“ ja mit 26 schon am Ende: Eine 90-Minuten-Sendung samstagsabends live vor Publikum moderieren, und das zu einer Zeit, als es nur zwei Vollprogramme gab: Was konnte da noch kommen? Aber da kam dann doch etwas noch Besseres für mich: der Umgang mit einfachen und

hochgebildeten, mit schüchternen und prominenten Menschen am Mikrofon im Dialog-Mix: das war damals – nicht nur für mich – etwas völlig Neues und eine deutlich größere Herausforderung. Es dauerte eine Weile, bis ich meine Rolle als Dolmetscherin zwischen Expertinnen und Verantwortlichen und dem „normalen“ Volk gefunden hatte.



Dankbar angenommen: Die erste Mitmach-Sendung im Radio findet schnell ihr Publikum.

Es lohnte zu lernen, „sich in die Schuhe der Anderen zu stellen“ und auf verständlichere Äußerungen von Experten und Politikern zu achten. Statt mit Moderationskarten zu fragen, was ich hören wollte, immer besser lernen zu hören, was das Gegenüber zu sagen hat. Damit gelang es, den Fragestil komplett spickzettelfrei immer weiter hermeneutisch zum Beispiel mit „Catchword-Technik“ zu professionalisieren.

Die Art zu fragen wurde bei mir allerdings bereits zu Morgenmagazin-Zeiten durch ein Schlüsselerlebnis mit dem hochkompetenten sozialpolitischen Experten Roland

Müller und dem damaligen Innenminister Hans-Dietrich Genscher geändert. Thema: das zweite Beamtenbesoldungsänderungsgesetz. Beim Kollegen Müller reichte, unvorbereitet die Frage zu stellen: „Herr Müller, was ist das? Und wozu soll das Publikum etwas darüber wissen?“ Und dann hätte er das perfekt erklärt. Überraschend zwei Minuten vor dem Live-Take entschied der damalige Bundesinnenminister, dass er das Interview lieber selber geben wollte. Uff! Und da habe ich mich nicht getraut, genau dieselben Fragen wie an den Kollegen Müller zu stellen. So ein Unsinn, fand ich im Nachhinein. Und das änderte zwei Dinge: Seit diesem Tag traute ich mich, schlichte, kurze ein bis drei Wörter-Fragen zu stellen. Und zweitens war ich danach immer gründlich vorbereitet.

Nach einem Skandal, der den Rundfunkrat aktivierte, bekam die Sendung dann endlich ein Team, das drei Monate vorab zu jedem Thema eine bis zu 60 Seiten umfassende Kernrecherche erstellte. Da ich danach also vergleichsweise gut Bescheid wusste, wurde es leichter, einfacher und damit prägnanter, Fragen zu stellen (oder fragen zu lernen).

Außerdem bestand eine Notwendigkeit, sich 20 Jahre lang ständig etwas einfalten zu lassen, was das Publikum „verführte“, zum Ü-Wagen zu kommen und dabei zu bleiben. Denn das bedeutete zu der Zeit, drei Stunden stehen, ohne Essen oder Trinken oder etwas geschenkt zu bekommen – außer Informationen. In den ersten 20 Jahren wurde der Ü-Wagen nie auf belebten Plätzen stationiert, sondern stets dort, wo das Thema war – also mitten im Wald, wenn das der Sendungsinhalt war, „Am Klagebach“ in Schalksmühle zum Thema: „Wann dürfen deutsche Männer weinen“, am Seckturm (dem Pisse-Turm) in Bad Münstereifel für die Sendung „Ein ganz besonderer Saft – Urin“. Ganz gleich, ob es Hunde und Katzen regnete, bei zwanzig Grad minus fror oder glühend heiß war. Es galt, Menschen fesseln zu lernen. Dabei war ein wirklich großes Privileg, Teile der zwei bis sechs Millionen Hörerinnen selbst ganz hautnah zu erleben. Der Platz vor dem Ü-Wagen hatte dazu eine gnadenlos klare Sprache: Entweder kam das Publikum früh und ging spät, oder es kam spät und ging früh.

Da die Lernbereitschaft aller beständig zunahm, wurde es zu einem immer größeren Vergnügen, gemeinsam mit dem Publikum zwei Jahrzehnte lang jede Woche fast drei Stunden so viel Spannendes zu scheinbar gewöhnlichen und ungewöhn-

lichen Themen zu entdecken. Obendrein wurde es nach etwa zehn Jahren immer wichtiger, neue Praktiken ausprobieren zu wollen. Dabei half der Goethe-Satz, der seit 1980 über meiner Coaching-Arbeit und von 1998 bis heute als Claim über der Arbeit der 1. ModerationsAkademie für Medien + Wirtschaft steht: „Das Was bedenke, mehr das Wie.“ Besonders viel Neues und Anregendes war gerade für das Wie, also die Durchführung, auch aus den immer differenzierter werdenden Zuschriften zu lernen. Ebenfalls aus der Post wusste das Team, dass sich immer mehr Geschäfte, ganze Großraumbüros und Fabrikhallen donnerstags zur Sendezeit rituell beschallen ließen, um die Themen der Sendung danach in eigenen Diskussionen aktiv selbst mit der Kundschaft oder mit den Kolleginnen zu vertiefen.

Zu den größeren Leistungen gehörte übrigens auch, dass die Sendung nicht schon viel früher abgeschafft worden ist. Erst nach 36 Jahren gelang es, einen der langjährigsten WDR-Markenartikel mit fadenscheinigen Argumenten trotz massiver Proteste aus der Hörerschaft – sogar gegen den Rat vieler aus dem Rundfunkrat – zu killen.

Und zur Information: Nach meinen 20 Jahren wurde die WDR-2-Marken-Sendung auf den zu der Zeit komplett neuen und unbekanntesten WDR-5-Sender versetzt und um ihre fünf wichtigsten Mitmach-Elemente amputiert:

- Die Sendung wurde auf den Samstag verlegt, der kein „Zuhörtag“ wie der Donnerstag war und ist.
- Die Sendezeit wurde um eine Stunde gekürzt: um die wichtigste – die Fragestunde –, das Herzstück der Sendung. Sie erlaubte Angeregten oder Aufgebrachten noch während der Sendung, spontan zu kommen und Luft abzulassen – was eine zusätzliche Art von Relevanz und Spannung fürs Zuhören erzeugte.
- Alle Themen waren in den ersten 20 Jahren ausnahmslos vom Publikum vorgeschlagen. Das wurde zugunsten von Redaktionsideen geändert.
- Der Standort war nicht mehr da, wo das Thema war, sondern musste – unter anderem wegen der geringen Einschaltquote bei WDR 5 – auf belebte Plätze verlegt werden. Diese hatte die Ursprungsredaktion gemieden wie der Teufel das Weihwasser, weil das nicht zum Charakter der Sendung passte. Durch die Methode – Einheit von Standort und Inhalt – kam in den ersten 20 Jahren nur tatsächlich

interessiertes Publikum zum Ü-Wagen. Und das macht einen Riesenunterschied zur Laufkundschaft, den eher gefürchteten „Seh-Leuten“. (Den Ü-Wagen hatten die Hörerinnen übrigens als Resultat einer „Mitmach-Befragung“ 1975 wegen seiner Farbe selbst „Violetta“ getauft. Sie steht heute im „Haus der Geschichte“.)

- Das Vorlesen der Reaktionsbriefe zur vorherigen Sendung wurde komplett abgeschafft, obwohl „Hallo Ü-Wagen“ die einzige Sendung überhaupt war, die von Anfang an diese Pro-und-Contra-Form sieben bis zehn Minuten kultivierte und so eine zusätzliche, qualitätssteigernde Form des Mitmachens integrierte.

Das bravouröse Nachfolgeteam hatte es damit viel schwerer: Unter so viel schlechteren Bedingungen mit so einer eingeführten Marke in einer Art Mogelpackung doch so erfolgreich zu arbeiten, dass es eine Riesenprotestwelle zur Abschaffung unter vorgeschobenen Finanzargumenten gab, war eine echte Leistung.

Warum das so war? Ein Kollege meinte: „Es hat eben Folgen, wenn jemand jahrzehntelang wöchentlich im Pressespiegel erscheint und durch eine Radio-Regional-Sendung beim Wirtschaftsmagazin Forbes unter die 100 einflussreichsten Frauen Deutschlands gewählt wird.“

Als Tipp: Das beste Mittel gegen Neid ist, möglichst viele markante Köpfe, die „aus dem Rasen herausragen“, achtsam zu kultivieren und sich so am besten von der Konkurrenz abzuheben. In den USA wusste man schon seit den Sechzigern, dass nur unverwechselbare Köpfe das Senderprofil ausmachen können. Denn tolle Sendungen kann jeder Sender produzieren. Wie schön, dass diese Einsicht inzwischen auch bei den Öffentlich-rechtlichen mehr gegriffen hat (so z. B. Gisela Steinhauer, Christine Westermann, Frank Plasberg, Bettina Böttinger, Anne Will, Markus Lanz und Günther Jauch als Top-Moderator für ARD und RTL [der damit allerdings die klare Senderkennung „verwirrte“]).

Für Spitzenqualität wäre bedeutsam, schon möglichst früh Talente zu identifizieren und systematisch über längere Zeit mit allen Feinessen zu trainieren. Denn Interviews und Moderieren lassen sich wie Auto- oder Rennenfahren üben. Begabung

schadet dabei nicht. Erste Entdeckungen dazu nach den ersten zehn Jahren Mitmachradio finden sich übrigens im Buch „HÜW – Rundfunk zum Mitmachen – Erlebnisse und Erfahrungen“, erschienen 1984 in München.

Ab 1989 konnte ich dann knapp 10 Jahre höchst facettenreich komplett neue Erfahrungen als Programmgruppenleiterin des „Forums für Mitmach-Sendungen“ machen.

Das bedeutete zusätzlich zu „Hallo Ü-Wagen“:

- In „Hörerinnen machen Programm“ bestimmten Gruppen nicht nur das Thema, sondern auch die Musik. Ein professionell-sicherndes Ablaufgeländer gab den Beteiligten – auch ohne Moderation – die Möglichkeit, sich gelassen und spannend zugleich mit allen Hochs und Tiefs live vor- und darzustellen.
- „Funkhaus Wallrafplatz“ wurde auf sonntags und tatsächlich auf den Platz vor dem Funkhaus verlegt. Jeder Mensch konnte sich eine prominente Person wünschen und als „Einladerin“ oder Passantin eigene nicht vorsortierte und ungefilterte Live-Fragen an die Person auf der Bühne stellen. Auf dem Platz waren wir mit drei „Echophon“ (telefonzellenartigen autonomen Aufnahmegelegenheiten für Schüchternere und für Vorab-Fragen an den Gast in der Folgeweche). Zusätzlich gab es die Möglichkeit, selbst als Normalindividuum oder Normalgruppe die Musik auf dem Wallrafplatz live beizusteuern. Ergebnis: wunderbare Solistinnen, Bands, Chöre, Orchester, die bis dahin nie eine Chance hatten, sich öffentlich zu präsentieren. (Diese Praxis war bereits seit Mitte der achtziger Jahre bei „Hallo Ü-Wagen“ von der Redaktion eingeführt worden, um die Werbepausen, die mitten in die Sendung geknallt wurden, zumindest vor Ort im wahrsten Sinne des Wortes zu überspielen).
- „Das Offene Radio“ mit immer originell-anregenderen Mitmachangeboten (u. a. entstanden vier „Mitmach-Würfel“ zum Ideen anstoßen: Ein Würfel zu einer Person: „Ein Mensch, den ich nie vergesse/bewundere/vermisse/...“ Ein Würfel zu einer Sache mit verschiedenen emotionalen Drehs: „eine Sache, die mich verändert hat/über die ich lachen kann/die mir Angst macht/...“ Ein Würfel zu einem Ort: „an dem ich

gerne bin/wo ich nie hinginge/der Erinnerungen weckt/...“ Ein Würfel zu einem Ereignis: „das mich prägte/unter die Haut geht/mich ins Schwärmen bringt/...“.

- Dazu gehörte auch das „Mitmach-Zentrum“ gegenüber des Kölner Doms in bester Lage, zwölf Stunden an 365 Tagen geöffnet, darin 14 „Mitmach-Informerinnen“, die Vorübergehende im Schichtdienst übers Mitmachen informierten, Geräte ausliehen etc. –ergänzt um acht Landes-Informerinnen, die in 16 Städten zu festen Zeiten dem Publikum auf der Straße vermittelten, wie es selbst Beiträge ganz nach Wunsch per Kassettenrekorder selbst aufnehmen konnte und/oder
- selbst eigene Beiträge für „Die Mitmach-Zeitung“ verfassen oder anstoßen konnte.
- „V• - die Vorstellung“ war die erste bimediale Hörfunk- und Fernseh-sendung, die ebenfalls auf Publikumswunsch Prominente mit ihren sozialen Netzwerken und interessanten Bezugspersonen in je einer öffentlichen Live-Veranstaltung ambulant in ganz NRW vorstellte (Rita Süßmuth, Lew Kopelew, Marcel Reich-Ranicki, Petra Gerster, Harald Schmidt, Dagmar Berghof, Friedrich Nowotny etc.). Dazu wurden neue Mitmachformen entwickelt wie das Videofon (eine Art Fotomaton für Meinungsäußerungen zum Gast), Kaktus und Rose fürs Feed-back in einer selbst ausgedachten Form im dritten Aggregatzustand, also in selbst bestimmter Größe: kleiner Kaktus und Riesenrose oder umgedreht und dann: als echte Pflanzen aus Ton, auf Seide gemalt, gebacken und vieles mehr.

Erkenntnis aus diesen wichtigen Erfahrungen:

Das seriös-heitere methodisch optimierende Mitmachen ist eine wunderbare, nicht versiegende kreative Quelle, aus der zu schöpfen lernen es lohnt.